

# Im Westen angekommen

*Die Germanistin Lisa D. hält Rückschau auf ein Vierteljahrhundert im Westen*

Als die Mauer fiel, war Lisa D. 29 Jahre alt und überzeugte Sozialistin. Sie erzählt von den Mühen einer akademischen Karriere, vom Bewusstseinswandel durch Auslandsaufenthalte und vom allmählichen Abschied von Illusionen.

*Sieglinde Geisel*

Wenn Lisa D. im Ausland nach ihrer Herkunft gefragt wird, sagt sie heute einfach «aus Deutschland». Dass sie aus dem Ostteil des Landes stammt, verschweigt sie nicht – «schon weil ich mich damit interessant mache, das weckt sofort Neugier», sagt sie lächelnd. Aber es steht nicht mehr an erster Stelle. Früher war es ihr in den Ferien oder an Tagungen wichtig gewesen, sofort klarzustellen, dass sie mit den arroganten, lauten Westdeutschen am Nachbartisch nichts zu tun hatte. «Neugierig gegenüber allem Fremden, kritisch gegenüber allem Westlichen», so hatte sie ihre Haltung zehn Jahre nach dem Mauerfall formuliert, als sie ein erstes Mal für ein NZZ-Porträt Bilanz zog, damals unter dem Titel «Vom Osten ist nichts geblieben» (NZZ 9. 11. 1999). Neugierig ist sie immer noch und kritisch ebenfalls, aber die Formulierung stimme so nicht mehr. «Inzwischen bin ich ja selbst Teil des Westens. Das ändert die Perspektive.»

Es hatte lange gedauert, bis Lisa im Westen angekommen war. «Die ersten fünfzehn Jahre nach dem Mauerfall stand ich draussen, ich fühlte mich nicht zugehörig.» Zum Zeitpunkt der Wende war Lisa 29 Jahre alt und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Ostberliner Akademie der Wissenschaften. Die akademische Welt, in der ihr beruflicher Weg gesichert schien, brach über Nacht zusammen. Die Professoren, bei denen sie promovieren wollte, wurden abgewickelt, alles stand zur Debatte. «Wenn man ständig evaluiert wird, fühlt man sich nicht als Teil einer Gesellschaft. Wir Ostler waren nach der Wende überall in der Minderheit, die Professoren kamen ja nun alle aus dem Westen.»

## Bekenntnis zur SED-Mitgliedschaft

Im ersten Nach-Mauer-Jahr, als die Ost-West-Neugier noch frisch war, hatten wir uns an einem Seminar an der FU kennengelernt. Als Schweizerin war ich kein echter Wessi – welche Rolle das für unsere Gespräche spielte, begriffen wir erst nach und nach. Es gehörte Mut dazu, sich zu einer SED-Mitgliedschaft zu bekennen, doch Lisa wäre es nie eingefallen, ihre Vergangenheit zu verleugnen. Ihre sozialistische Überzeugung vertrat sie mit Vehemenz. Auf einer Party in Kreuzberg, auf die ich sie mitgenommen hatte, schockierte sie die Anwesenden mit dem freimütigen Geständnis, dass sie eine dieser «roten Socken» sei, die sich nach der Maueröffnung wochenlang nicht hatten überwinden können, rüber nach Westberlin zu gehen. Eine Verwei-

gerung aus Trotz, vielleicht auch aus einer gewissen Scham, so erinnert sie sich heute. «Abgesehen davon waren uns damals auch andere Dinge wichtiger. Es passierte so viel in diesen ersten Wochen: die Diskussionen in den politischen Organisationen und zu Hause, die Flut von Enthüllungen über die reale wirtschaftliche Lage, die Funktionärsvillen in Wandlitz, über das ZK und die Stasi. Dann die Demonstrationen gegen die Wiedervereinigung – ich war ja überzeugt von der Idee einer «anderen» DDR, einem dritten Weg.»

Dank Gorbatschow schien Veränderung möglich, ein Aufbrechen der erstarrten Strukturen. Lisa und ihr Ex-Mann gehörten zum SED-Reformflügel. Von den Parteiversammlungen waren sie beide enttäuscht, immer wieder neu empörten sie sich über die Unfähigkeit der eigenen politischen Klasse. Als wir Anfang der neunziger Jahre in einer von Frank Castorfs Multimedia-Inszenierungen in der Volksbühne sassen und auf Videobildschirmen Aufnahmen eines SED-Parteitags sahen, lachte ich unbekümmert, dann merkte ich, wie Lisa in Schweigen versank. Für sie war es eine Konfrontation mit der eigenen Biografie, für mich absurdes Theater. Die Fremdheit, die wir damals verspürten und vielleicht nur deshalb überwand, weil ich kein echter Wessi war, wäre heute Anlass für eine reflektierte Diskussion ohne Verletzungsgefahr.

## Aufbruchgefühl vor dem Mauerfall

Im Gegensatz zur FDJ, die Lisa als eine ermutigende «Spielwiese für Verantwortung» erfahren hatte, sei die SED vor allem auch eine Erfahrung in Disziplinierung gewesen. «Wir haben uns als denkende Menschen nicht ernst genommen gefühlt.» Der Mauerfall – vor fünfzehn Jahren hatte sie noch vom «Kollaps» oder «Zusammenbruch der DDR» gesprochen – habe ihre Generation um eine Chance betrogen, nicht nur hinsichtlich des Berufseinstiegs. «Wir dachten ja, wir könnten die Welt verändern!» Eine schöne Illusion, aus heutiger Sicht, und doch bleibt das enthusiastische Aufbruchgefühl von damals eine Sozialisationserfahrung, um die ihre Kinder sie beneiden.

Ihr mittlerweile 31-jähriger Sohn und die 27-jährige Tochter seien überraschend stark von der DDR geprägt, obwohl sie zum Zeitpunkt des Mauerfalls noch nicht einmal Schulkinder waren. «Für sie ist der Kapitalismus auch heute nicht selbstverständlich. Niemand ist ohne Bruch aus dieser Zeit hervorgegangen, und die Kinder haben die Verunsicherung der Erwachsenen in ihrem Umfeld aus nächster Nähe miterlebt, die Angst vor Arbeitslosigkeit und Statusverlust.» Kaum jemandem von Lisas Kollegen in der Ostberliner Akademie der Wissenschaften ist eine wissenschaftliche Laufbahn geglückt; sie unterrichten heute Deutsch als Fremdsprache, sind als Legasthenie-Trainer tätig oder redigieren Ärztezeitschriften. Der Osten habe nach dem Mauerfall auch Arbeitsmarktprobleme des Westens gelöst: An den Universitäten, im Bankwesen und im Rechtswesen wurden die oberen Pos-

ten neu besetzt. So hätten viele Westler in der ehemaligen DDR unerwartete Aufstiegschancen bekommen – auf Kosten ihrer Generationsgenossen.

Lisa hat 1994 promoviert, magna cum laude, von 1997 bis 2003 war sie Assistentin an der Humboldt-Universität, 2003 folgte die Habilitation. Die Hoffnung auf eine Professur in der Germanistik hat sie inzwischen allerdings aufgegeben. Sie hat an internationalen Universitäten Gast- und Vertretungsprofessuren wahrgenommen und wird regelmässig als Referentin zu Konferenzen eingeladen. Doch alle ihre Verträge sind befristet, keiner lief länger als drei Jahre. «Im Gegensatz zu vielen anderen hatte ich jedoch das Glück, dass es immer wieder weiterging, wenn auch manchmal knapp.» Ab Herbst hat sie wieder eine Gastprofessur an einer Berliner Universität, für anderthalb Jahre.

Es ist für Lisa schwer zu akzeptieren, dass ihr – trotz Gastprofessuren etwa an der Georgetown University in Washington D. C. oder der Leuphana-Universität in Lüneburg und trotz hervorragenden Beurteilungen seitens der Studenten – alle paar Jahre der Gang zum Arbeitsamt droht, auch wenn sie ihre berufliche Situation gelassener sieht als früher und weiss, dass es Kollegen aus dem ehemaligen Westen genauso geht. Früher hatte sie sich als ehemalige DDR-Bürgerin strukturell benachteiligt gefühlt. Inzwischen sieht sie es anders. Es habe auch mit ihrer Weigerung zu tun, sich bei Bewerbungen strategisch zu verhalten. «Wer bei sich bleibt, bezahlt dafür eben einen Preis.» An guten Ratschlägen hatte es nach der Wende nicht gefehlt: Sie solle zum Bewerbungsgespräch keinen kurzen Rock anziehen, es empfehle sich, die Bücher der Beurteilenden zu lesen und bei der Wahl von Forschungsthemen auf die Vergabe von Drittmitteln zu achten. «Das habe ich abgelehnt. Zur Bewerbung um mein Promotionsstipendium bin ich im Minirock erschienen, und ich habe das Gespräch gleich mit einem Marx-Zitat angefangen.» Dass sie das Stipendium erhalten hat, habe wohl daran gelegen, dass ihr Dissertationsthema zur Forschungspolitik passte: Es ging um die Rolle von Autorinnen in der inoffiziellen DDR-Literaturszene.

### Jenseits von Ost und West

Mit dem zeitlichen Abstand zum Mauerfall verschieben sich die Gewichte für Lisa: Mehr und mehr wird das Politische vom Privaten überlagert. Inzwischen hat sie den weitaus grösseren Teil ihres Erwachsenenlebens im Westen verbracht, und in einem fast unmerklichen Prozess schiebt sich das Älterwerden allmählich über die politischen Ereignisse: Die Tatsache, dass mit Merkel und Gauck zwei Ostdeutsche an der Spitze des deutschen Staats stehen, freut sie zwar, doch es sei ein Zeichen von Normalität und nichts, was sie als ehemalige DDR-Bürgerin nun mit Stolz erfüllen würde, «und es ist natürlich kein Zufall, dass es Personen aus kirchlichen Kreisen sind, die es bis ganz nach oben geschafft haben».

Anderes ist wichtiger. Für ihr Gefühl der Zugehörigkeit zum Westen seien längere Auslandsaufenthalte entscheidend gewesen, an Universitäten in England, Frankreich und den USA. Am stärksten jedoch haben zwei Beziehungen mit Männern aus Südamerika und Afrika ihr Bewusstsein verändert. Bei Besuchen habe sie gesehen, was lebenslange Armut bedeutet. «Etwa, dass man sterben kann, wenn man ernsthaft erkrankt. Ich bin dankbar für das Privileg, in einer demokratischen und

hochindustrialisierten Gesellschaft zu leben.» Der Blick von aussen auf das eigene Leben, das eigene Land, auf ganz Europa hat die Wirklichkeit neu sortiert, jenseits von Ost und West. Von Afrika aus gesehen spiele die Binnendifferenzierung keine Rolle. «Da gehöre ich einfach zu den Reichen.»